

dtv

Er zieht rastlos um die Welt, immer auf der Jagd nach Serientätern, die er zur Strecke bringen muss: der Profiler Jefferson Winter, exzentrisch, hochintelligent, von seinen eigenen Dämonen verfolgt ...

Eine Kleinstadt in Louisiana. Ein Anwalt wird bei lebendigem Leibe verbrannt. Ein Motiv ist nicht erkennbar. Weder ist der Tatort bekannt, noch hat man die Leiche gefunden. Doch ein Video der Tat wird ins Netz gestellt, mit einem automatisierten Countdown. Eins ist klar: Es wird weitere Opfer geben. Jefferson hat dreizehneinhalb Stunden Zeit bis zur Deadline. Ein perfides Spiel voller Finten und falscher Fährten beginnt ...

James Carol, geboren 1969 in Schottland, hat bereits als Gitarrist, Toningenieur, Journalist und Pferdetrainer gearbeitet. Er lebt mit seiner Familie in Hertfordshire/England. Seine Bestseller-Serie um den coolen, erblich vorbelasteten Ex-FBI-Profiler Jefferson Winter machte ihn international berühmt. Sie wird von Stephen Fry für das britische Fernsehen verfilmt.

James Carol

WATCH ME

Ich werde es wieder tun

Thriller

Deutsch von
Wolfram Ströle

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von James Carol
sind bei dtv außerdem erschienen:
Broken Dolls – Er tötet ihre Seelen (21550)
Presumed Guilty – Schuldig bis zum Beweis des Gegenteils
(eBook only 42617)



Deutsche Erstausgabe 2015
2. Auflage 2015
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 James Carol
Titel der englischen Originalausgabe:
>Watch Me< (Faber and Faber Ltd., London)
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Mit Genehmigung von Steve Jackson
Vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
unter Verwendung eines Fotos von
Arcangel Images/Reilika Landen
Gesetzt aus der Aldus 9,75/12,25
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21595-4

*Für Cam,
Mitverschwörerin und Komplizin*

1

Sam Galloway starb einen langsam qualvollen Tod, einen Tod, der überhaupt nicht zu seinem Leben passte. Eigentlich hätte er ganz anders sterben müssen. Menschen wie er schliefen friedlich ein oder wurden auf der zweiten Hälfte eines 18-Loch-Golfplatzes von einem Herzinfarkt niedergestreckt. Sie starben nicht, weil jemand sie mit Benzin übergoss und anzündete. Und erst recht nicht starben sie geknebelt mit einem schmutzigen Lappen, der ihre Schreie erstickte, während das Feuer ihnen das Fleisch von den Knochen fraß.

Man könnte Sam natürlich leicht zu einem Opfer der Umstände erklären und seinen Fall der Kategorie »falsche Zeit, falscher Ort« zuordnen. Dieser Fehler wurde in einer solchen Situation häufig gemacht. Der Grund dafür war irrationale Angst. Sobald man sagte, Sam sei zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen, konnte man die Schuld an seiner Ermordung dem Schicksal, einem dummen Zufall oder den Launen der Götter geben.

Dann war auch durchaus vorstellbar, dass das, was Sam passiert war, jedem passieren konnte. Und von dort war es kein allzu großer Schritt mehr zu der Folgerung, dass man womöglich selbst der Nächste war.

Doch Sam war nicht zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen, und sein Tod war kein unglücklicher Zufall, sondern genau geplant. Jemand hatte Sam als Opfer ausgewählt. Dieser Jemand hatte sich zuerst vorgestellt, was er tun würde, und seine Fantasie dann in die Tat umgesetzt.

Und er hatte sehr genau überlegt, wie er Sam verbrennen konnte, ohne dabei erwischt zu werden.

Letzteres war entscheidend. Ohne dabei erwischt zu werden. Darin unterscheidet sich der Profi vom Amateur. Ein Verbrechen zu begehen ist vergleichsweise einfach. Jeder Dummkopf kann das. Ein Verbrechen zu begehen und nicht erwischt zu werden, das ist schon schwieriger.

Der Plan war so weit aufgegangen. Sam war tot und der Täter konnte sich frei bewegen und sein normales Leben weiterführen, als wäre nichts passiert. Wahrscheinlich saß er in diesem Moment zur Feier seines Erfolgs in einem Diner beim Frühstück. Mit Spiegeleiern, einem Stapel von in Ahornsirup getränkten Pfannkuchen, knusprig gebratenem Speck und literweise Kaffee zum Hinunterspülen.

Oder er arbeitete in einem ganz normalen Bürojob. Mit Händeschütteln, Auf-den-Rücken-Klopfen und Manöverkritik des Baseballspiels vom Vorabend am Wasserspender. Ein Spiel, das er gar nicht gesehen hatte, weil er anderweitig beschäftigt gewesen war. Aber er hatte sich im Sportteil der Zeitung darüber informiert.

Ich hatte bis zum Eintreffen der E-Mail in meinem Posteingang vor zehn Minuten noch nie von Sam Galloway gehört. Jetzt konnte ich an nichts anderes denken als an das, was ihm passiert war, und daran, wer als Täter in Frage kam. Vor allem Letzteres.

Ich sah zu meinem aufgeklappten Laptop und dem Koffer auf dem Bett hinüber. In den vergangenen zwei Wochen hatte ich in South Carolina einen Mörder namens Carl Tindle gejagt. Carl saß inzwischen hinter Schloss und Riegel und es war Zeit für den nächsten Fall.

Bis vor fünf Minuten war dieser Fall noch ein Serientäter gewesen, der in Honolulu Prostituierte vergewaltigte. Keine Edel-Callgirls, sondern Billignutten, Mädchen, die als Abschaum galten und niemanden mehr interessierten. Aber

deshalb hatten sie trotzdem Gerechtigkeit verdient. Soweit es mich betrifft, zählt jedes Opfer. Ob es eine Prinzessin oder eine drogenabhängige Hure ist, macht dabei keinen Unterschied.

Flüge und Hotel waren gebucht, mein Koffer war gepackt und ich mehr als bereit, Charleston zu verlassen. Nicht dass mich an Charleston etwas gestört hätte, keineswegs. Aber ich war schon zwei Wochen hier und länger als zwei Wochen halte ich es derzeit nirgends aus.

Ich sah wieder auf den Laptop. In meiner Zeit beim FBI hatte ich sehr schnell lernen müssen, Prioritäten zu setzen. Wir arbeiteten immer am Limit, einfach weil draußen zu viele Verbrecher herumliefen. Das letzte Opfer des Vergewaltigers war soeben auf Hawaii gefunden worden, deshalb hatten wir dort etwas Luft. Der Typ würde nicht gleich wieder zuschlagen. So, wie ich es sah, konnte ich Hawaii ohne größere Probleme ein paar Tage verschieben. Bei diesem Sam Galloway dagegen lief uns die Zeit davon.

Absender der E-Mail war Sheriff Peter Fortier aus Eagle Creek im Dayton Parish, Louisiana. Ich hatte weder vom Bezirk Dayton noch von Eagle Creek oder Sheriff Fortier je gehört, was angesichts einer Fläche der Vereinigten Staaten von 9,6 Millionen Quadratkilometern und einer Bevölkerung von fast einer Drittel Milliarde vielleicht auch nicht weiter überrascht.

Der Filmclip im Anhang der E-Mail war insofern interessant, als ich Killer selten bei der Arbeit zu sehen bekam. Meist sah ich nur das Ergebnis. Das konnte eine Leiche sein, aber nicht in jedem Fall. Manchmal gab es nicht einmal einen Tatort. In meiner Zeit beim FBI hatte ich Dutzende Serientäter verhört, ich kannte also genug Schilderungen aus erster Hand, auch wenn sie nicht objektiv waren. Aber egal, wie frisch die Leiche oder wie detailliert die Schilderung, etwas mit eigenen Augen zu sehen war unvergleich-

lich viel besser, und sei es nur durch die Linse der Kamera einer anderen Person.

Dieser Täter war natürlich nicht der Erste, der sich bei der Arbeit filmte, und ganz gewiss auch nicht der Letzte. Trotzdem war so etwas die Ausnahme und nicht die Regel. Es ist allgemein bekannt, dass Serienmörder oft Trophäen aufbewahren, um ihre Fantasien zu beflügeln, aber dabei handelt es sich in der Regel um unauffällige, unschuldig aussehende Erinnerungsgegenstände, die nur für den Täter eine Bedeutung haben, wie ein Kleidungsstück, eine Haarsträhne oder vielleicht einen Ohrring. Ein Film war selten, weil riskant. Wenn der Falsche ihn sah, wie sollte der Täter sich herausreden?

Ich spielte den Clip noch einmal ab. Die Bildqualität war gut, die Konturen klar umrissen. Das Bild wackelte auch nicht, der Täter hatte die Kamera offenbar auf ein Stativ montiert. Was zugleich bedeutete, dass Sheriff Fortier es mit einem Einzeltäter zu tun hatte. Bei zwei Tätern hätte bestimmt einer die Kamera halten wollen und ich würde jetzt einen schlecht gedrehten Amateurfilm sehen. Ton gab es keinen.

Mit Ton wäre es in gewisser Weise weniger schlimm gewesen. Meine Fantasie füllte die Stille mit Geräuschen, die wahrscheinlich noch grauenvoller waren als die Wirklichkeit.

Der Bildschirm wurde größtenteils von Sam Galloway ausgefüllt. Er lag geknebelt und an Händen und Füßen gefesselt fast wahnsinnig vor Angst auf dem Boden. Sein Gesicht war vor Anspannung dunkelrot angelaufen, die Augen drohten aus den Höhlen zu springen. Sein Anzug war zerknittert und schmutzig, der Kragen seines weißen Hemdes ebenfalls.

Wo er gefangen gehalten wurde, war schwer zu sagen. Der Boden bestand aus schmutzigem Beton, die eine Wand,

die ich sah, aus Betonziegeln. Meinem Gefühl nach handelte es sich um einen industriellen Zweckbau, der außerdem irgendwie beengt wirkte, was mich an eine Art Garage oder einen Bunker denken ließ, weniger eine große Lagerhalle. Laut der Zeitangabe in der rechten unteren Bildschirmcke war der Film gestern Abend um kurz nach elf gedreht worden.

Die Uhr auf dem Bildschirm sprang eine Minute weiter auf 23:04. Kurz darauf erschien ein zweiter Mann auf dem Bildschirm. Er war schmächtig und etwa einen Meter fünfundsiezig groß.

Und er trug einen Kanister.

Der dünne Mann ging zu Sam, wobei er der Kamera immer den Rücken zukehrte. Als Sam ihn bemerkte, erstarnte er. Er sah ihn an und dann den Kanister und warf sich verzweifelt hin und her.

Der Mann schraubte den Deckel des Kanisters auf und kippte den Inhalt über Sam. Benzin spritzte in alle Richtungen. Sam bekam es in die Augen und in die Nase, er ertrank förmlich darin. Seine Kleider und Haare trieften. Der Mann schüttelte die letzten Tropfen aus dem Kanister und stellte ihn auf dem Boden ab. Dann holte er ein Streichholzbriefchen heraus. Der Karton war weiß, kein Logo eines Restaurants oder einer Bar. Er zündete ein Streichholz an, ließ es mit einer beiläufigen Bewegung auf Sam fallen und verschwand vom Bildschirm.

Sam brauchte über zwei Minuten, um zu sterben, zwei Minuten länger, als ein Mensch leiden sollte. Die Schmerzen müssen entsetzlich gewesen sein. Niemand sollte so sterben müssen.

Ein Link in Sheriff Fortiers E-Mail führte mich zu einer primitiven Website. Sie zeigte große weiße Ziffern auf schwarzem Grund. 13:29:23. Rechts davon war die Strichzeichnung einer Partie Galgenmännchen zu sehen. Das

Spiel war fast zu Ende, dem Männchen am Galgen fehlten nur noch die Gliedmaßen.

Die Uhr lief, aus der Drei wurde eine Zwei und dann eine Eins. Arme und Beine erschienen in rascher Folge. Zwei Gliedmaßen pro Sekunde. Die letzte Ziffer wurde zu einer Null, die Zeichnung verfärbte sich rot und verschwand.

Aus der Zwanzig wurde eine Neunzehn und auf dem Bildschirm erschien die Basis des Galgens. Mit jeder verstreichen Sekunde kamen weitere Teile hinzu. Der senkrechte Balken, der Querbalken, die diagonale Strebe, das Seil. Kopf, Rumpf, Arme, Beine. Die letzte Ziffer sprang von Eins auf Null, die Zeichnung verfärbte sich rot und verschwand und der ganze, etwa zehn Sekunden dauernde Vorgang begann von vorn.

Ich fuhr mit der Maus über den Bildschirm und suchte nach versteckten Links. Ich hatte schon beim ersten Mal keine gefunden und fand auch jetzt keine. Auch die Netzadresse sagte mir nichts: www.violescent.com. Einer Google-Suche zufolge handelte es sich bei »violescent« um ein seltenes Wort, das so etwas wie »leicht ins Violett gehend« bedeutete.

Meiner Vermutung nach hatte der Täter eine Art Zufallsgenerator für Wörter verwendet. Wenigstens hätte ich das an seiner Stelle getan. Wenn man sich selbst ein Wort ausdenkt, ist es nie wirklich zufällig, das Unbewusste mischt sich immer ein. Der Name der Website musste noch überprüft werden, aber er war mit ziemlicher Sicherheit eine weitere Sackgasse. Einen Domainnamen unter falscher Identität anzumelden war kein Kunststück.

Ich hatte auch schon daran gedacht, dass das Ganze ein derber Schabernack sein könnte. Man hatte bisher keine Leiche gefunden, keinen Tatort, keinerlei physische Hinweise auf ein Verbrechen. Die Polizei hatte nur den Filmclip und die Website. Viel war das nicht. Trotzdem war ich überzeugt, dass die Tat wirklich begangen worden war.

Denn erstens wurde Sam Galloway tatsächlich vermisst. Zweitens hatte man die Person im Film eindeutig als Sam Galloway identifiziert.

Drittens und noch wichtiger: Was hätte der Täter von einem solchen Schabernack gehabt? Man tut nichts ohne Grund. Das Ergebnis muss im Verhältnis zum Aufwand stehen. Der aus einer Tätigkeit gewonnene Nutzen muss die dafür aufgewendete Energie überwiegen. Wenn Sam seinen Tod vortäuschen wollte, hätte er das sehr viel einfacher tun können.

Viertens und für mich entscheidend konnte die Filmszene unmöglich gespielt sein. Andernfalls hätte die schauspielerische Leistung einen Oscar verdient.

Einige lange Minuten saß ich da und überlegte, was ich tun sollte, während ein steter Strom von Zahlen und Galgenmännchen über den Bildschirm lief. Hier in Charleston war es jetzt halb zwölf vormittags. Dayton lag eine Stunde zurück, es war dort also erst halb elf. Der Countdown lief Punkt Mitternacht nach Louisiana-Zeit ab. Bis dahin würden weitere 4860 Strichmännchen sterben.

Louisiana oder Honolulu?

Sumpf oder Strand?

Es war im Grunde einfach. Ich werde bei dramatischen Gesten immer schwach und dieser Täter hatte zweifellos einen ausgeprägten Sinn fürs Theatralische. In Wahrheit hatte er mich sofort am Haken gehabt.

»Jefferson Winter?«

Die Frage hallte durch den Hangar. Ich drehte mich nach der Stimme um. An der Treppe einer Gulfstream G550 stand ein schwarzer Hüne mit kahl rasiertem Schädel. Der Privatjet wirkte in der großen Halle wie ein Spielzeug, doch der Typ sah im Vergleich zu dem Flugzeug riesig aus, als stimmten die Proportionen irgendwie nicht.

Ich ging auf den Jet zu und das hohle Geräusch meiner Schritte verklang unter den Deckenträgern. Auch von nahem war der Schwarze ein Riese. Knappe zwei Meter und bestimmt hundertzwanzig Kilo Muskelmasse. Ich bin nur eins sechssundsiebzig groß, er überragte mich also um gute zwanzig Zentimeter. Die von den Deckenlampen geworfenen Schatten breiteten sich von seinen Füßen in alle Richtungen aus und verschmolzen zu einem grauen See, in dessen Mitte er stand. An der Brust seiner schwarzen Uniform prangte ein golden glänzender Stern, die Abzeichen an seinen Ärmeln zeigten an, dass er zur Dienststelle des Sheriffs von Dayton gehörte. Sie sahen brandneu aus.

Er war noch jünger, als ich beim ersten Anblick gedacht hatte. Anfang zwanzig, höchstens. Und er hatte ein unschuldiges Babygesicht mit einem offenen, ehrlichen Blick. Ich fragte mich, wie lange das noch so sein würde. Dieser Job machte alle fertig, manche früher, manche später. Irgendwann kamen die dunklen Gedanken.

Ich fragte mich auch, was es mit dem Privatjet auf sich hatte. Das FBI konnte sich eine Gulfstream leisten – sogar

zwei –, aber es hatte auch ein Jahresbudget von über acht Milliarden Dollar. Aus dem wenigen, das ich im Internet gelesen hatte, ging jedoch hervor, dass das Sheriff's Department von Dayton wohl kaum über einen zehnstelligen Etat verfügte. Sechsstellig kam der Wahrheit vermutlich näher und nach Abzug der tagtäglichen Ausgaben konnte nicht mehr viel für die kleinen Luxusdinge des Lebens übrig sein.

Wie eine Gulfstream.

Das Flugzeug selbst verriet nichts. Glänzender weißer Lack, am Heck eine Nummer, mehr nicht. Kein Logo, was ungewöhnlich war. Besitzer von Privatjets wollen in der Regel zeigen, wer sie sind und was sie haben, auch in höchsten Höhen. Ein Privatjet war nicht einfach ein Transportmittel, sondern ein Statussymbol, mit dem man der Welt zeigte, wie wichtig man war. Der Präsident hat nicht ohne Grund eine eigene 747, statt Economy Class zu fliegen. Und der Grund ist nicht, dass es praktischer so ist, auch wenn die PR-Abteilung des Weißen Hauses einen das glauben machen will.

Der Hüne vor mir war nervös, aber bemüht, sich nichts anmerken zu lassen. Seine Bewegungen wirkten etwas ruckartig und er suchte immer wieder entlegene Ecken nach Scharfschützen ab. Außerdem wusste er nicht, wohin mit seinen Händen. Sollte er mir die Hand geben? Mir den Koffer abnehmen? Schließlich traf ich die Entscheidung für ihn. Ich stellte den Koffer hin und streckte die Hand aus. Er zögerte kurz und ergriff sie. Meine Hand verschwand in seiner Pranke, der Händedruck war zu meiner Überraschung aber ganz sanft.

»Netten Flieger haben Sie da«, sagte ich mit einem Nicken zur Gulfstream.

»Schön wär's.«

Wieder das sonore, tiefe Rumpeln wie von einem Bären, das tief unten im Zwerchfell begann. Die Stimme war noch

jung und es fehlte ihr an Autorität, aber es war zu spüren, dass das noch kommen würde. Er trug keine Rangabzeichen an seiner Uniform, stand in der Hackordnung also noch ganz unten. Dem wachen, intelligenten Funkeln seiner Augen nach handelte es sich dabei jedoch um einen vorübergehenden Zustand.

Ein Hüne, ja. Aber alles andere als dumm.

»Wie heißen Sie?«, fragte ich.

»Taylor.«

»Das ist alles? Nur Taylor?«

Ein Nicken. »Nur Taylor.«

»Offenbar haben Sie einen wirklich peinlichen Vornamen.« Ich grinste. »Sie können ihn mir ruhig jetzt gleich sagen. Ich finde ihn sowieso heraus.«

»Das werden Sie nicht«, sagte er und erwiderete mein Grinsen.

Ein Flughafenangestellter tauchte aus dem Nichts auf und ließ meinen Koffer im Frachtraum verschwinden. Er enthielt alles, was ich brauchte. Seit der Hinrichtung meines Vaters reiste ich ständig durch die Welt, immer auf der Jagd nach Serienverbrechern. Mein Zuhause war die jeweilige Hotelsuite, die mein Auftraggeber für mich gebucht hatte. Die Suiten waren unterschiedlich gut ausgestattet, aber das machte nichts. Selbst die einfachste Suite war noch besser als die miesen Motelzimmer, von denen ich in meiner FBI-Zeit mehr als genug gesehen hatte.

Ich besaß sogar ein Haus, oben in Virginia. Man kommt von dort rasch nach Quantico. Ich war seit Jahren nicht mehr dort gewesen und hatte das in naher Zukunft auch nicht vor, trotzdem brachte ich es nicht über mich, es zu verkaufen. Ein Psychiater könnte dafür ein Dutzend Gründe finden, darunter bestimmt auch einige wahre. Wahrscheinlich braucht jeder einen Ort, den er Zuhause nennen kann, auch wenn sich nichts dahinter verbirgt.

Bevor ich beim FBI aufhörte, war ich dort Chef-Profiler, der jüngste in der Geschichte der Abteilung für Verhaltensanalyse. Ich habe wie alle FBI-Agenten Anzug und blank geputzte Schuhe getragen und von frühmorgens bis spät abends für gesichtslose Autoritäten gearbeitet, die ich von Tag zu Tag weniger respektierte. Die Hinrichtung war mein persönliches Damaskuserlebnis. Zwei Tage nachdem der Staat Kalifornien meinem Vater einen tödlichen Giftcocktail verabreicht hatte, kündigte ich.

Wenn ich an meinen Vater denke, sehe ich ihn in der Hinrichtungszelle. Er brauchte zum Sterben sechs Minuten und dreiundzwanzig Sekunden und die meiste Zeit davon war er bewusstlos. Anders als Sam Galloway kam er viel zu leicht davon.

Ich habe die Fallakten gesehen, die Fotos. Mein Vater hat bis zu seiner Festnahme fünfzehn Frauen ermordet. Er hat sie entführt, in die hügeligen Wälder von Oregon gebracht, dort ausgesetzt und sie schließlich mit einem Hochleistungsgewehr mit Nachtzielfernrohr niedergestreckt.

Anschließend hat er sie an Ort und Stelle liegen lassen. Er machte sich nicht einmal die Mühe, ein flaches Grab zu schaufeln. Die Einwirkung des Wetters beschleunigte die Verwesung, Insekten und Tiere taten ein Übriges. Es ist schon erstaunlich, wie schnell Mutter Natur Schönheit zerstört, wie erbarmungslos sie sein kann.

Meiner Meinung nach hätte man das Pentobarbital weglassen können. Mein Vater hätte diese Welt um Atem ringend und bei vollem Bewusstsein verlassen sollen. Das wäre zwar immer noch bei weitem keine Wiedergutmachung gewesen, aber wenigstens ein Anfang.

»Marion«, sagte ich. »Ihre Eltern waren glühende John-Wayne-Fans.«

»Weit daneben.«

»Chuck?«

Taylor lachte nur und ließ mir mit einer Handbewegung den Vortritt. Wir stiegen die Stufen hinauf. Die Flugbegleiterin, die uns an der Tür zur Kabine begrüßte, war Anfang fünfzig. Haare dunkel gefärbt, praktische flache Schuhe. Man hatte sie eingestellt, weil sie ihren Job gut machte, nicht wegen ihres Aussehens, was einiges über den Besitzer des Flugzeugs sagte. Beides hat seine Vorzüge, Aussehen und Tüchtigkeit. Bei Flugbegleitern ist mir Tüchtigkeit allemal lieber. Fliegen ist auch ohne inkompetentes Personal schon nervtötend genug.

Die Einrichtung der Gulfstream war schlicht und unaufdringlich und erinnerte mich an die FBI-Jets. Von dem Pomp und Glitter, den man mit Rockstars oder der Hollywood-Schickeria verbindet, war nichts zu sehen.

Im hinteren Teil waren vier schwarze Ledersessel um einen Tisch mit einer Platte aus Walnussholz gruppiert. Ich machte es mir auf dem Fensterplatz mit Blick nach vorn bequem und legte meinen Laptop auf den Tisch. Taylor zwängte sich mir gegenüber auf den Sitz am Gang und streckte die Beine aus, so gut es ging. Der Jet rollte los und Taylor griff nach dem Sicherheitsgurt.

»Wissen Sie«, sagte ich, »ein Vorteil von Privatjets ist, dass man sich nicht anschnallen muss.«

»Und wenn wir abstürzen?«

»Sterben wir. Dann hilft Ihnen der Sicherheitsgurt auch nichts mehr. Glauben Sie wirklich, dass dieser kleine Gurt Sie rettet, wenn fünfundzwanzig Tonnen Metall mit acht-hundert Stundenkilometern auf den Boden knallen?«

Taylor sah mich entgeistert an, als hätte ich plötzlich zwei Köpfe. Er hatte die Augen zusammengekniffen und die Stirn gerunzelt. Dieser Blick war mir nicht neu.

»Die Luftfahrtbehörde hat das Anschnallen bei Start und Landung hauptsächlich vorgeschrrieben, um die Disziplin aufrechtzuerhalten«, fuhr ich fort. »In einem Notfall möch-

te man auf keinen Fall, dass dreihundert hysterische Passagiere durch die Gänge rennen. Genauso ist es mit den Sauerstoffmasken. Auch die sollen dazu dienen, die Leute im Griff zu behalten. Aus den Masken kommt reiner Sauerstoff. Wenn Sie das einatmen, werden Sie euphorisch. Wer will schon seine letzten Momente in Angst und Schrecken verbringen, wenn er stattdessen die frohe Erwartung einatmen kann, dass er Gott gleich persönlich gegenübertreten wird?«

Taylor starrte mich nur stumm an.

Gleich darauf bogen wir auf die Startbahn ein und blieben kurz stehen. Dann heulten die Motoren auf und wir wurden nach vorne katapultiert wie der Kiesel von der Schleuder. Die Gulfstream hob viel schneller ab als ein Passagierflugzeug. Draußen vor dem kleinen Bullauge schrumpfte Charleston zu Spielzeuggröße und Carl Tindle verblasste zu einer Erinnerung.

Carl war nicht der schlimmste Fall, mit dem ich zu tun gehabt hatte, aber das machte ihn auch nicht zu einem Heiligen. Mitnichten. Er hatte eine Schwäche für Studentinnen, und wenn er mit einer fertig war, erstickte er sie mit einer Plastiktüte und einem Ledergürtel. Als ich hinzugezogen wurde, hatte er schon acht Opfer auf dem Gewissen.

Carl zu identifizieren war leicht gewesen, das hatte ich bereits am Ende des ersten Tags erledigt. Die größere Herausforderung war, ihn zu fangen. In South Carolina gibt es viele unbewohnte Gegenden und jede Menge Verstecke. Wir stöberten ihn schließlich in einer abgelegenen Hütte in Küstennähe auf. Als er merkte, dass er umzingelt war, ergab er sich ohne einen Muckser.

Im Unterschied zu meinem Vater würde Carl keine Gelegenheit mehr haben, Berufung gegen das Todesurteil einzulegen. Er war klein, schwächlich und so gut wie tot. Das

Jahresende würde er nicht mehr erleben. Gut möglich, dass er schon Ende nächster Woche tot war, durch Selbstmord oder Messerstich. Die Gefängnisjustiz war hart und grausam und weit effektiver als die eines Gerichts.